

Fühlen Sie sich streng als Berlinerin?

Yvonne Jeske: «Nein, ich könnte auch an anderen Orten arbeiten. Aber natürlich gibt es nach so viel Jahren Zusammenarbeit und guter Atmosphäre ein Sich-Zu-Hause-Fühlen, eine Verbundenheit. Ausserdem gibt es in der Werkstatt gute Begegnungen mit Menschen und verschiedenen Arbeitsweisen.»

Doris Thyrolph: «Die Werkstatt wird kommunal geführt, d.h. es ist eine Anerkennung durch die kommunale Kulturförderung. Das motiviert, aber auch die Beziehungen zu Liechtenstein, die ermöglichen, dass Künstler aus Berlin hier arbeiten und ausstellen können und umgekehrt. Unser Interesse ist die Öffnung. Das zeigt sich auch am Einbeziehen der Steinskulpturen von Rudolf J. Kaltenbach. Hier entsteht ein «Gedankenwechspiel» zwischen der Lithographie und der Art, wie er dem Stein seine Sprache verleiht.»

Wie fühlt man sich als «staatlich subventionierter» Künstler? Werden Bedingungen gestellt?

Henry Ruck: «Nein. Ich fände das auch nicht klug vom Geldgeber, denn der Kopf sollte frei

sein dürfen zum Arbeiten, zum ernstesten Arbeiten. Frau Thyrolph und das Kulturamt schaffen uns diese Möglichkeit.»

Wie war das zu Zeiten der DDR?

Martin Lotz: «Da wollte der Staat mit Kunst seine Ideologie transportieren. Einerseits sorgte der Staat für eine sichere materielle Existenz, man hatte nicht diese Nöte, die heute oft eine Rolle spielen und viele Kollegen an den Rand des Ruins führen, wenn sie nicht sogenannte Highlights produzieren. Da haben wir mit unserer Werkstatt in Treptow grosses Glück, weil das nicht erwartet und nicht verlangt, sondern die Basis guter Kunst gefördert wird. Andererseits erhielt man nur mit ideologischen Begründungen Mittel, um arbeiten zu können. Heute ist die Ideologie durch das Geld ersetzt worden, man muss Sponsoren finden, um Projekte machen zu können. Aber in den zehn Jahren, die ich jetzt Bundesbürger bin, habe ich mich nie ideologisch bevormundet gefühlt. Die geistige Freiheit zu haben, hier in Liechtenstein mit Kollegen zusammen sein können, miteinander reden, sich über die Arbeit austauschen, dass freundschaftliche Beziehungen ent-

stehen können, das ist grossartig.»

Doris Thyrolph: «Natürlich geht es uns in Berlin wie überall: Es gibt Kürzungen. Also ist es unser Arbeitsgebiet, die Lobby zu schaffen für die Kunst, für die Künstler, ihnen Arbeitsbedingungen und Öffentlichkeit zu bieten, möglichst viele mit ins Boot zu holen, um ein Netzwerk aufzubauen. Dazu gehört auch das Kulturaustauschprogramm, das von der kommunalen Politik unterstützt wird. Die künstlerische Arbeit, das Bringen von Ideen, das müssen die Künstler leisten.»

Martin Lotz: «Wir haben das besondere Glück, dass Siegfried Stock, der immer ein Herz für Kunst hat, sie fördert, Bezirksbürgermeister von Treptow ist. Solche Menschen braucht es, denn in Deutschland wird Kunst nicht als staatliche Pflichtaufgabe im Sinne einer gesetzlichen Festschreibung verstanden. In Frankreich z. B. sind ein Prozent des Staatshaushaltes festgeschrieben als Ausgaben für Kunst. Wenn wir von Subventionen oder Ausgaben der öffentlichen Hand für Kunst sprechen, geht es ja nicht um Almosen für Künstler, sondern darum, Kunst einen Nährboden zu schaffen, auf dem sie

wachsen und gedeihen kann. Wenn unsere Werkstatt eigenwirtschaftlich arbeiten müsste, was sie vielleicht, bedingt, sogar könnte, würde das bedeuten, dass der Kern unserer Arbeit, nämlich Jungkünstlern günstige Möglichkeiten zum Arbeiten zu bieten, nicht mehr möglich wäre. Damit wäre auch eine wichtige gesellschaftspolitische und pädagogische Idee gestorben.»

Rudolf J. Kaltenbach: «Dazu möchte ich als Beispiel ein Projekt nennen, dass ich mit rechts- und linksradikalen Jugendlichen machen konnte. Sie konnten an bis zu fünf Tonnen schweren Steinen bildhauern, die einen auf der einen, die anderen auf der anderen Seite des Steins. Als sie Durchbrüche schafften, mussten sie sich sozusagen ins Gesicht schauen. Das schuf Annäherungen. Sie haben nicht nur gesehen, wie viel Kraft sie haben und wie man sie sinnvoll einsetzt, ohne etwas zu zerstören. Sie hatten auch keine Energien und keine Lust mehr, Randalen zu machen. Hier hat Kunst eine gesellschaftspolitisch wichtige Funktion.»

Die Ausstellung in der Tangente in Eschen ist bis zum 12. November zu sehen. Öffnungszeiten: Freitag 17 bis 20 Uhr, Samstag und Sonntag 15 bis 18 Uhr.